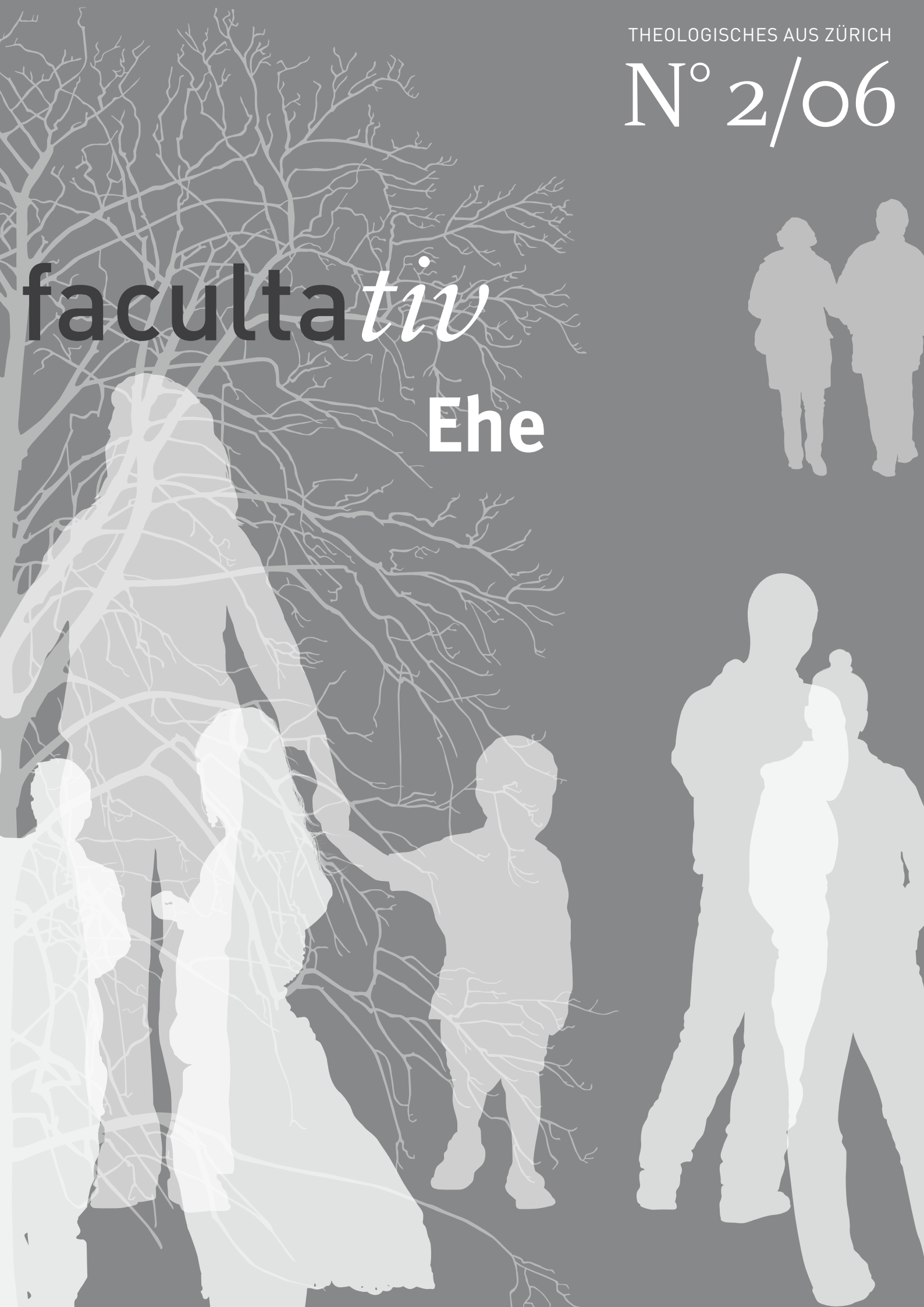


THEOLOGISCHES AUS ZÜRICH

N° 2/06

facultativ

Ehe



2/06

- 3/12 **Statements zum Heiraten heute**
- 4/5 **Sanft wie im Kino surrt die Liturgie**
Ralph Kunz
- 6/7 **«Was Gott verbunden hat ...»**
Thomas Krüger
- 8/9 **Zärtlichkeit und Eifersucht:
Die Ehe von Zeus und Hera**
Dorothea Baudy
- 10/11 **Über Nutzen und Schaden der Monogamie.
Eine konsequenzialistische Analyse**
Markus Huppenbauer
- 13 **Lesenswert**
- 14/15 **Aktuelles und Veranstaltungen**

Bildlegenden:

Bilder aus Burma, Indien und Iran.

Die Bilder sind während Reisen entstanden und zeigen Partnerschaft, Heirat und Ehe in verschiedenen Kulturen und Situationen. Sie stammen von Brigitte Schaefer in Brugg.



EDITORIAL

Heiraten mit Glanz und Glamour ist en vogue. Die Hollywood-Heirat – weisses Kleid, Hochzeitsmarsch, Reisstreuen und Blumenstrausserwerfen inklusive Kirche – boomt. Zeitungsrubriken wie «Just married» und Fernsehserien wie «Ratgeber: Meine Hochzeit» stossen auf reges Interesse. Doch nicht nur das Heiraten, sondern auch die Ehe an sich soll in diesem Heft Thema sein. Eigenständigkeit und Individualität sind heute die Tugenden einer modernen Gesellschaft. Der vernünftige, freidenkende Mensch lässt sich seine Freiheit nicht freiwillig einschränken. Neue Rechtsformen haben die Ehe als Institution in den letzten Jahrzehnten unnötig gemacht. Sie könnte überholt sein. Dem ist nicht so: Zwar statistisch in den letzten dreissig Jahren stetig rückläufig, ist die Rechtsform Ehe heute noch die meistgewählte Institution des Zusammenlebens. Mit den Bestandesaufnahmen der Vernunft wird man der Sehnsucht nach Zweisamkeit nicht gerecht. Es muss Gründe geben, warum so viele sich trotzdem immer wieder zusammentun, um auf die Ewigkeit – oder immerhin auf ein Stück von ihr – zu schwören.

In diesem Heft lasse ich theologische und religionswissenschaftliche Forscherinnen und Forscher aus unserer Fakultät zum Thema Ehe zu Wort kommen. Ralph Kunz macht sich Gedanken über den Trauungsgottesdienst, Thomas Krüger beschäftigt sich mit biblischen Aussagen zur Ehe, Dorothea Baudy beschreibt Mythen über die Ehe zwischen Zeus und Hera, und Markus Huppenbauer beleuchtet ethische Fragen zur Monogamie.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre.

Bettina Schaefer



STATEMENTS

ZUM HEIRATEN HEUTE

Laut kantonalem Amt für Statistik besiegeln Paare im Kanton Zürich immer seltener den Bund fürs Leben. Kamen 1970 rund 60 Eheschliessungen auf 1000 heiratsfähige Personen im Alter zwischen 15 und 50 Jahren, so waren es im Jahr 2000 noch etwas mehr als 30. Heiraten gerät mehr und mehr aus der Mode. Ist die Ehe also ein Auslaufmodell?

Bettina Schaefer stellte einigen Frischvermählten in der Theologischen Fakultät folgende Frage: Trotz hoher Scheidungsrate und statistischem Rückgang von Eheschliessungen haben Sie sich zur Ehe entschieden. – Was motiviert heute noch zu diesem Schritt?

« Nach vielen Jahren des Zusammenseins, in denen wir nie Zeit zum Heiraten hatten, wollten wir uns endlich diese Zeit nehmen, weil wir uns bewusst füreinander entscheiden und dies auch öffentlich bekennen wollten. Zudem ist die Ehe für uns auch ein gegenseitiges Versprechen, sich aufeinander einzulassen und zu versuchen, das «bis der Tod uns scheidet» in die Tat umzusetzen. Aus praktischer Sicht sind verschiedene Dinge des Alltags/des Zusammenlebens, wie Administration, Kinder, usw. einfacher, wenn man verheiratet ist. Wir mussten auch nicht mehr die Frage «wann heiratet ihr denn nun endlich?» beantworten. »

« Eine Entscheidung zu treffen, die das ganze Leben prägen soll, hat etwas Belastendes, aber auch etwas Faszinierendes. Heute (noch) zu heiraten ist für mich ein Wagnis, ein Wagnis der Freiheit. Sich zu verlieben hat wenig mit einem autonomen Willensakt zu tun, dafür umso mehr mit Anziehung und Ergriffenwerden. Aber die eingegangene Bindung zu bestätigen und dem Commitment zu diesem Menschen Ausdruck zu geben, darin drückt sich für mich Freiheit aus. Freiheit, nicht verstanden als Willkürfreiheit – die wird ja gerade beschränkt –, aber als die spezifisch menschliche Fähigkeit, sich selbst an anderes und andere zu binden. »



SANFT WIE IM KINO SURRT DIE LITURGIE

Ralph Kunz // Ist die Trauung in der Kirche heute meist nur noch ein stimmungsvoller Auftakt für die Hochzeitsfeier?

Die Glocken dröhnen ihren vollsten Ton,
und Photographen stehen knipsend krumm.
Es braust der Hochzeitsmarsch vom Mendelssohn.
Ein Pfarrer kommt. Mit ihm das Christentum.

Im Dome knien die Damen schulternackt,
noch im Gebet kokett und photogen.
Indes, die Herren, konjunkturbefruckt,
diskret nach ihren Armbanduhren sehn.

Sanft wie im Kino surrt die Liturgie,
zum Fest von Kapital und Eleganz.
Nur einer flüstert leise: Blasphemie!
Der Herr. Allein. Ihn überhört man ganz.

Kurt Marti

«Ein Pfarrer kommt. Mit ihm das Christentum.» So wird kirchliche Trauung bis-sig poetisch verkürzt von Kurt Marti. Was reizte ihn vor mehr als 40 Jahren, diese Zeilen zu dichten? Am Telefon meinte Marti, es habe damals, als er im Aargauischen Pfarrer war, einen konkreten Anlass gegeben. Er erinnere sich, dass es die Hochzeit von reichen Leuten war, die ihn in Rage brachte. «Sanft wie im Kino surrt die Liturgie, zum Fest von Kapital und Eleganz.» Ein kurzer Blick in die Regenbogenpresse genügt, um festzustellen: Sie surrt immer noch! Traumhochzeiten sind in. Die Blaublütigen, der Kapitaladel und die Servelatprominenz heiraten wie sich's gehört mit Glocken und mit Mendelssohn. Ist es Blasphemie? Alles nur Fassade? Und sind die anderen Trauungen, die landauf landab zwischen Mai und September in romantischen Kapellen gefeiert werden, echter?

Vor allem in der «Wort Gottes»-Theologie war die kirchliche Trauung umstritten – ein Präzedenzfall für alle Kasualien. Um zu verhindern, dass das Christliche letztlich nur zur Verzierung dient, drängte diese Theologie darauf, dass der Herr nicht überhört wird. Man legte Wert auf eine Pre-

digt, die das Evangelium verkündigt, und betonte, dass Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung mit dem Leben und Glauben der Gemeinde verknüpft werden soll. So versuchte Karl Barth in der «Kirchlichen Dogmatik» die theologische Schwäche der sanft surrenden Trauliturgie zu bannen. Mit Vehemenz pochte er auf die Integration der Amtshandlung in die Gemeinde. Es gehe darum, «[...] die Verantwortung eines Eheschlusses vor Gott auch als Verantwortung vor der christlichen Gemeinde in irgendeiner besonderen Weise formell sichtbar zu machen. (KD III, 3, 256)» Im Gottesdienst hat darum die Gemeinde eine ganz entscheidende Bedeutung. Sie soll auf die Erklärung der beiden Gemeindeglieder, den Bund der Ehe zu schliessen, «[...] mit der Erinnerung an Gottes Verheissung und Gebot und mit der Verkündigung des göttlichen Segens antworten (ebd.)»

Vorausgesetzt, das Bild der schiefen Trauung, das Marti zeichnet, trifft auch für andere Fälle zu, stellt sich die Frage, ob sie mit diesem dogmatischen Senkel theologisch ins Lot gebracht werden kann. Wohl kaum! Ich denke, man kann ohne Zögern konstatieren, dass das Experiment der Eingemeindung gescheitert ist. Die Idealvorstellung der Ortsgemeinde, wie sie Barth vorschwebte, ist längststens verabschiedet worden. Im gegenwärtigen praktisch-theologischen Gespräch über die Trauung herrscht denn auch ein anderer Ton vor.

Service der Kirche

Von «Amtshandlungen» spricht kaum noch jemand, und das theologische Misstrauen gegenüber den Kasualhandlungen ist einer Faszination für das Potenzial ritueller Begehungen und Begegnungen gewichen. Insofern sie Verbindungen schaffen zwischen Pfarramt, Kirchengemeinde und Familienfeier, sind Kasualien so etwas wie das Rückgrat der Volkskirche. Religion wird von den Beteiligten als relevant erlebt und in Form eines Segens auch konkret fassbar. Der Gottesdienst hat einen Bezug zum Leben, der nicht künstlich hergestellt werden muss. Was die alte Garde kritisch als «natürliche Theologie» oder «Baalsdienst» brandmarkte, ist also theologisch wieder salonfähig geworden. So stösst sich auch kaum jemand dran, dass die Kirchen ihr Angebot auf Hochzeitmessen präsentieren. Zu den Dienstleistungen der Organisation gehört, dass «man» bei der Kirche Religion bestellen kann.

Es mag tatsächlich eine Kundschaft geben, die ihre kirchliche Hochzeit als Service der Kirche in Anspruch nimmt, weil sie Tradition chic findet. Aber das sind wohl eher die Ausnahmen und nicht die Regelfälle. Dazu sei bemerkt, dass die kirchliche Trauung sowieso kein Regelfall mehr ist. Es sind immer weniger, die nach der Ziviltrauung den Weg in die Kirche finden.

Religion wird von den Beteiligten als relevant erlebt und in Form eines Segens auch konkret fassbar ...

Es wäre auf jeden Fall ein Zerrbild der «normalen» kirchlichen Hochzeitsfeier, wenn mandenen, die sie (noch) wünschen, Oberflächlichkeit unterstellen würde. Etwas vorsichtiger gesagt: Aus eigener Erfahrung kann ich bezeugen, dass ich bei jedem Traupaar den Ernst spürte, sich auf die religiöse Dimension der Eheschliessung einzulassen. In den seltensten Fällen sind es aber «Gemeindeglieder», wie das Barth wohl noch voraussetzen konnte. Kurt Marti lässt Christus selbst zur Inszenierung des Christentums «Blasphemie» flüstern. Ich höre hin und wieder auch das Geflüster von *verbi divini ministri*, die darunter leiden, dass man sie überhört! Sie beklagen sich dann weniger über das Paar. Auf die Nerven gehen ihnen die Allüren der Festgemeinde. Zu schaffen machen allenfalls die Unhöflichkeiten der Gemeinschaft, die sich am Samstagnachmittag um 14 Uhr in der Kirche versammelt. Darunter sind bestimmt solche, die diskret auf die Armbanduhr schielen. Denn die Hochzeitsgesellschaft ist eine typische Kasualgemeinde – ein kunterbuntes Gemisch von Geschichten, Gesichtern und Generationen. So erstaunt es kaum, dass sich die andächtige Stille, die am Sonntagmorgen vor dem Beginn des Gottesdienstes herrscht, nicht einstellen will. Es schwatzt und lacht im Kirchenraum. Blitzwütige Fotografen machen Probeaufnahmen, nervöse Trauzeugen umkreisen den Taufstein, und beim Kirchenlied, dass pflichtmässig in die Liturgie aufgenommen wurde, fehlen die geübten Kirchgänger und Sängerinnen. Die Menschen sind gekommen, um zu feiern. Sie freuen sich auf einen stimmungsvollen Auftakt für ihr Fest.

Die letzten Vertreter der strengen «Wort Gottes»-Theologie, die in der mangelnden Konzentration der Gemeinde einen Anlass zur prophetischen Kritik erkannt haben, sind in den Ruhestand getreten oder gestorben. Es mag manches überzogen sein, was sie aufs Korn genommen haben. Vielleicht lohnt es sich dennoch, auf die konstruktiven Aspekte der Kritik der geraden Theologie an der schiefen Kasualpraxis zu hören. Positiv ausgedrückt geht es in dieser Kritik doch darum, dass eine Gemeinde das Evangelium hört.

Bedeutung der Liturgie

Auch die Kasualgemeinde ist in diesem theologischen Sinn Gemeinde Gottes und nicht ein Kundenstamm oder eine Partygemeinschaft. Aber auch nicht ein Haufen getaufter Heiden. Es wäre schade, wenn die Glieder dieser besonderen Gemeinde nicht auf ihre Würde und ihre Pflicht angesprochen werden. Denn sie sind nicht nur Zuschauer. Es wäre eine verpasste Chance, wenn die im Namen Gottes Versammelten so mit sich selbst beschäftigt sind, dass sie ihr Amt, dem Paar den Segen Gottes zu geben, nicht ausüben können. Darum ist die Liturgie so wichtig. Sie soll weder sanft surren noch locker schnurren. Dass zu dieser Liturgie eine Predigt gehört, die mehr ist als ein Mini-Ehe-Seminar oder sentimentales Geplauder, muss ich nicht eigens betonen. Oder etwa doch? Es gilt seelsorglich behutsam, auch die Eltern, Freunde und Verwandten des Traupaars anzusprechen. Es ist auch «ihr» Fall. Wer selber eine Scheidung hinter sich hat, wird sich hüten, das Hohelied des ewigen Bundes zu singen. Es wäre aber auch lieblos, den Ernst, die Würde und die Schönheit des Eheversprechens mit der eigenen Geschichte zu stören. Verlangt ist eine persönlich authentische, seelsorglich behutsame, auf mögliche Schmerzstellen eingehende und die Festfreude nicht verderbende, das Paar und die Gemeinde ansprechende Predigt. Das ist hohe Kunst und Gnade. Wenn es gelingt, Evangelium in Lebenssituationen hineinsprechen zu lassen, werden auch die feinen Töne nicht überhört. Dann flüstert der HERR sicher nicht «Blasphemie».

*Ralph Kunz ist Professor am Lehrstuhl für Praktische Theologie am Theologischen Seminar.
KunzR@access.unizh.ch*

Thomas Krüger // Zur Ehe gibt es in der Bibel vielfältige, durchaus auch widersprüchliche Aussagen. Aus unserer heutigen Sicht erscheinen sie oft fragwürdig. Doch eben solche scheinbar besonders antiquierten Aussagen können zu neuen Denkanstössen und Sichtweisen anregen.

«WAS GOTT VERBUNDEN HAT ...»

Die Aussagen der Bibel zum Thema Ehe sind vielfältig, zum Teil widersprüchlich und aus heutiger Sicht durchaus fragwürdig. So soll Jesus einerseits von seinen Nachfolgern verlangt haben, ihre Frauen und Kinder zu verlassen. Andererseits soll er die Ehescheidung abgelehnt und schon einen lüsternen Blick als Ehebruch bewertet haben. Immer wieder werden im Neuen Testament die Frauen dazu aufgefordert, sich ihren Ehemännern unterzuordnen. Die Beispiele liessen sich unschwer vermehren. Sie erinnern daran, dass die Bibel aus einer fernen Zeit und einer uns fremd gewordenen Kultur stammt. Das schliesst aber nicht aus, dass von der Bibel auch heute noch interessante und weiterführende Denkanstösse ausgehen können – und dies womöglich sogar von solchen Aussagen, die auf den ersten Blick völlig antiquiert erscheinen. Das soll im Folgenden an drei prägnanten biblischen Aussagen zum Thema Ehe gezeigt werden.

«Ich gehöre dir, und du gehörst mir»

«Dû bist mîn, ich bin dîn: / des solt dû gewis sîn. / dû bist beslozzen / in mînem herzen: / verlorn ist daz slüzzelin: / dû muost immer drinne sîn.» Mit diesen Worten beendete im 12. Jahrhundert eine junge Nonne einen in kunstvollem Latein verfassten Liebesbrief. Ganz ähnliche Aussagen finden sich auch in der biblischen Liebeslyrik: «Mein Geliebter gehört mir, und ich gehöre ihm» (Hohes Lied 2, 16, vgl. 6, 3). Paulus, dem oft «Leibfeindlichkeit» nachgesagt wird, spitzt das auf die Leiberfahrung zu: «Die Frau verfügt nicht über ihren Leib, sondern der Mann; ebenso verfügt der Mann nicht über seinen Leib, sondern die Frau» (1. Korintherbrief 7, 4). Das gibt die Erfahrung, die bei der leiblichen Vereinigung zweier Menschen gemacht werden kann, recht genau wieder. Zum gemeinsamen Höhepunkt der Erfüllung kommt es durch die völlige Hingabe des eigenen Leibes an den/die andere(n): den



Verzicht auf Selbstkontrolle bei gleichzeitiger Konzentration der Aufmerksamkeit und Tätigkeit auf den Leib des/der anderen.

Paulus und das Hohe Lied gehen davon aus, dass diese Erfahrung der völligen Hingabe (die so wohl immer nur jeweils zwei Menschen miteinander machen können) nicht nur im Augenblick der sexuellen Erfüllung möglich ist, sondern auch darüber

Das widerspricht dem Verständnis von menschlicher Freiheit und Verantwortung. Sollte der Mensch nicht frei sein?

hinaus für das gemeinsame Leben zweier Menschen bestimmend werden kann. Die heute vielfach kritisierten, vielleicht aber auch nur durch Tabuisierung verdrängten «Besitzansprüche» in einer «Zweierbeziehung» werden in dieser Beschreibung zugleich benannt und kritisch gebrochen. Eine Lebensgemeinschaft ohne Begehren («Ich will dich!») und Hingabe («Nimm mich!») ist wohl eher ökonomisch als erotisch. Wenn ich aber immer zugleich «Besitzer» und «Besessener» bin, wird damit die Logik des Habens und Herrschens durchbrochen. Die «Besitzansprüche» in einer Liebesbeziehung zielen nicht darauf, dass ich durch meine(n) «Partner(in)» mehr habe und mehr kann als alleine, also durch die «Partnerschaft» irgendwie «bereichert» werde. Durch die gegenseitige Hingabe werden überhaupt nicht zwei «Partner» in eine «Beziehung» gebracht, die ihnen letztlich äusserlich bleibt. Vielmehr verbindet die Liebe die Liebenden zu einer Einheit.

«Und sie werden zu einem Fleisch»

Wenn die Hebräische Bibel sagt, dass zwei Menschen «ein Fleisch» sind, meint sie damit in der Regel, dass die beiden miteinander verwandt sind (vgl. beispielsweise Genesis 37, 27). In diesem Sinne sagt auch der erste Mensch, als er die von Gott aus seiner Rippe gebaute Kreatur erblickt: «Das ist nun endlich Gebein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleisch» (Genesis 2, 23). Männer und Frauen sind enger miteinander verwandt als Menschen und Tiere. «Deshalb», so fährt der Erzähler fort, «verlässt der Mann Vater und Mutter und hängt an seiner Frau, und sie werden ein Fleisch» (Genesis 2, 24). Das

heisst zunächst einmal: Der Mann und die – ursprünglich ja nicht mit ihm verwandte – Frau bilden jetzt eine neue Verwandtschaftsgemeinschaft, die für den Mann noch vor der Verwandtschaft mit seinen Eltern und Geschwistern steht.

Da «Fleisch» im Hebräischen aber auch den Leib bezeichnen kann (und manchmal sogar speziell die Geschlechtsorgane), kann man «ein Fleisch» auch im Sinne von «ein Leib» verstehen, wie es Paulus im 1. Korintherbrief (6, 16) tut. Dabei kann man dann wieder zunächst an die sexuelle «Vereinigung» zweier Liebender denken, deren Leiber dabei zu einem verschmelzen. Auch hier kann die Erfahrung der sexuellen «Vereinigung» die Lebensgemeinschaft zweier Menschen dann aber auch über diesen Moment hinaus bestimmen. Sie führen dann nicht mehr zwei Leben, die mehr oder weniger äusserlich miteinander verbunden wären, sondern ein gemeinsames Leben.

Von dieser Erfahrung her wären einige scheinbar selbstverständliche Annahmen unseres alltäglichen Menschenbildes kritisch zu befragen. Sind die Grenzen des Leibes mit den Grenzen des biologisch-physikalischen Körpers identisch? Oder können zwei Körper einen Leib bilden? Gibt es neben der numerischen Einheit der «Individuen» auch kommunikative Einheiten, die «unteilbar» sind – wie etwa die Ehe?

«Was Gott verbunden hat, dürfen Menschen nicht trennen»

Mit dieser Begründung soll Jesus die Ehescheidung – genauer: die Möglichkeit einer «Entlassung» der Frau durch den Mann – abgelehnt haben (Markus 10, 9; Matthäus 19, 6 gesteht für den Fall sexueller Untreue eine Ausnahme zu). Dabei soll er sich auf Genesis 2, 24 berufen haben. Sein Votum geht aber darin über die Paradieserzählung hinaus, dass er das dort Beschriebene als verpflichtend betrachtet. Der Mann wird nicht nur an seiner Frau hängen, er soll auch an ihr hängen bleiben. Und dass er mit ihr verbunden wurde, hat Gott bewirkt. Weder er noch sie noch sonst ein Mensch hat das Recht, diese Verbindung aufzulösen.

Auch diese Sicht der Dinge lässt sich auf grundlegende Erfahrungen der erotischen Liebe zurückführen. Liebe ist auf Dauer aus: Der Schlüssel ist verloren, mit dem der/die Geliebte ins Herzen des/der Liebenden eingeschlossen wurde. Und Lie-

be wird erfahren als eine Macht, die zwei Menschen überwältigt und in den Bann schlägt. Man kann sie so wenig kaufen, wie man sich ihr entziehen kann: «Grosse Wasser können die Liebe nicht löschen, / Ströme sie nicht überfluten. / Gabe einer all sein Gut um die Liebe, / man würde ihn verachten» (Hohes Lied 8, 7). Deshalb heisst es: Gott hat Mann und Frau in der Ehe verbunden, nicht: die beiden sind eine Ehe eingegangen.

Das widerspricht dem landläufigen modernen Verständnis von menschlicher Freiheit und Verantwortung. Sollte der Mensch nicht frei sein in der Wahl der Beziehungen, die er eingeht? Und kann man ihn verantwortlich machen für Beziehungen, die er gar nicht freiwillig eingegangen ist? Andererseits: Wer hat sich seine Eltern ausgesucht oder seine Kinder? Und werden wir nicht ständig ungefragt mit Situationen konfrontiert, in denen wir für andere verantwortlich werden (wie in der Geschichte vom «Barmherzigen Samariter»)?

«Solange es gut geht»?

Die hier skizzierten Überlegungen könnten missverstanden werden als ein Plädoyer gegen die Möglichkeit der Ehescheidung. So sind sie nicht gemeint. Menschen können an den Verpflichtungen, die sie selbst, das Leben oder Gott ihnen auferlegen, scheitern. So können auch Ehen scheitern. Dann kann es notwendig werden (oder zumindest notwendig erscheinen), zu trennen, was Gott zusammengefügt hat – was wohl nur selten ohne tiefe Verletzungen und bleibende Wunden gelingt.

Es ist aber zu fragen, ob die heute verbreitete «liberale» Eheschliessungs- und -scheidungspraxis, in der Ehen von vornherein mit der Option ihrer Beendigung durch Scheidung geschlossen werden, nicht dazu führt, dass die Ehe nicht mehr das ist, was sie einmal war (oder zumindest hätte gewesen sein können). «Wir probieren es einmal miteinander und sehen, wie lange es gut geht ...» – das klingt doch eher nach kleinkariierter Krämerprosa als nach leidenschaftlicher Liebeslyrik.

Thomas Krüger ist ordentlicher Professor am Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaft und Altorientalische Religionsgeschichte am Theologischen Seminar. thomaskrueger@access.unizh.ch

Dorothea Baudy // Die mythischen Geschichten über Liebe und Ehe von Hera und Zeus dienten als Rollenvorbilder für junge Leute. Je nach lokalen politischen und sozialen Begebenheiten waren es eher die Liebesgeschichte des Paares oder eher die Seitensprünge Zeus' und die Eifersucht Heras.

ZÄRTLICHKEIT UND EIFERSUCHT: DIE EHE VON ZEUS UND HERA

Aus: Erika Simon. Die Götter der Griechen,
München: Hirmer, 1985, S. 50.



Zu den bekanntesten Ehepaaren der abendländischen Religionsgeschichte dürften wohl Zeus und Hera gehören, vielleicht noch bekannter unter ihren lateinischen Namen Jupiter und Iuno. Das altgriechische Götterpaar – Geschwister und Eheleute zugleich – nimmt einen prominenten Rang in der mythischen Geschichte der Welt, der Gottheiten, Heroen und Menschen ein, wie sie der griechische Dichter Hesiod im 7. Jh. v. Chr. in seiner «Theogonie», dem Lehrgedicht vom Stammbaum der Götter, beschrieben hat. Populär ist vor allem ihr ewiger Streit, anschaulich geschildert in den wenig älteren homerischen Epen: Zeus geht fremd und seine eifersüchtige Gattin zetert, unter gut patriarchalischen Verhältnissen freilich ohne Erfolg. Der Treulose schwängert eine hübsche Jungfrau nach der andern. Der antiken Religionskritik, wie sie etwa der «Vorsokratiker» Xenophanes aus Kolophon im 6. Jh. v. Chr. vorbrachte, galten diese Geschichtchen als geschmacklos und götterunwürdig. Doch was vermag Philosophie gegen die Yellowpress?

Immerhin lassen sich die Seitensprünge auch erklären: Zum einen spiegeln die durchweg anthropomorph gezeichneten Götter des antiken Polytheismus die gängigen Verhaltensmuster einer patriarchalischen Kultur wider. Zum andern haben all die Affären des Zeus auch ihren aitiologischen Sinn: Zeus wurde in ganz Griechenland verehrt, die jungen Mädchen, die er hier und da und dort schwängerte, wurden dadurch jeweils zu regionalen Stammmüttern.

Dennoch wurde Hera nie zur Lebensabschnittsgefährtin, sie blieb eine leidende, wütende Ehefrau. Dies aber ist nur eine Seite der Geschichte, sozusagen die Perspektive einer griechischen Universalreligion, die allerdings ein theoretisches Konstrukt ist, bereits innerhalb der Hesiodischen Theologie. Was in der Kultpraxis zählte, waren die lokalen Gegebenheiten. Wo nicht mehr erklärt werden muss, warum dieser oder jener konkurrierende Stadtstaat seinen Stammbaum ebenfalls auf Zeus zurückführen kann, bleibt gewissermaßen das Ehepaar unter sich.

Und hier stossen wir auf ein ganz anderes Bild: Auf einem Holzrelief des 7. Jahrhunderts aus dem Hera-Heiligtum von Samos, das in der Form der Darstellung an altorientalische Götterpaare erinnert, fasst der Mann die Frau neben ihm zärtlich am entblössten Busen. Sicherlich, diese Geste weist hin auf das «Ziel» der Ehe, das Zeugen und Nähren (das heisst Grossziehen) von Nachkommen. So betrachtet, wäre Erotik nur Mittel zum Zweck ... Die Archäologie hat gute Gründe, dieses Paar als Darstellung von Zeus und Hera zu interpretieren, kursierten doch gerade an seinem Fundort und in der nahen Argolis, wo die «Kuhäugige» besondere Verehrung genoss, Mythen, welche die Liebesgeschichte des Götterpaares erzählten.

Den Fragmenten der Griechischen Historiker (FGrH 33 F 3) entnehmen wir:

Aristokles berichtet ... etwas ganz Eigentümliches von der Hochzeit des Zeus und der Hera. Er erzählt nämlich von Zeus, er habe die Absicht gehabt, Hera zu umarmen, als er einmal bemerkte, dass sie sich von den andern Göttern zurückgezogen hatte. Da er wünschte, nicht erkannt zu sein, und von ihr nicht gesehen werden wollte, so verwandelte er sich in einen Kuckuck und setzte sich auf den Berg, der früher Thornax genannt wurde, nun aber Kokkygion (Kuckucksberg) heisst. An dem Tage soll Zeus ein schreckliches Ungewitter herbeigeführt haben; aber Hera, die auf ihrer einsamen Wanderung nach dem Berge gekommen war, hätte sich eben dort niedergesetzt, wo jetzt das Heiligtum der Hera Teleia gelegen ist. Frierend und zitternd infolge des Ungewitters sei dann der Kuckuck dort niedergeflogen und hätte sich auf ihre Knie niedergesetzt; als ihn nun Hera erblickte, wurde sie von Mitleid ergriffen und hüllte ihn in ihren Mantel. Dann aber veränderte Zeus seine Gestalt und ergriff Hera; als diese ihn nun beschwor, um der Mutter willen sie loszulassen, versprach er ihr, sie zu seiner Ehegattin zu nehmen. Und bei den Argivern, die diese Göttin mehr als die übrigen Hellenen verehren, hält das im

Tempel auf einem Thron sitzende Herabild in der einen Hand ein Szepter, in der anderen einen Kuckuck.

Eine Eroberung nach der Art, wie sie von Zeus nur allzu oft erzählt wird, ein schamhaftes Mädchen, das sich durch einen mütterlichen Impuls überlisten lässt, und schliesslich das entscheidende Eheversprechen – hier wird der Weg eines jungen Paares von der ersten Verliebtheit zum gesellschaftlichen Sollzustand skizziert. Dass auf diesem Weg eine regelrechte Verwandlung, nämlich die Verwandlung vom Mädchen zur Frau stattfindet, deutet die Umbenennung des Bergs und der Name des dortigen Heiligtums an: Es ist der Hera Teleia, der Göttin der Mädcheninitiation, geweiht. Im Kultzusammenhang repräsentiert Hera stets die frisch verheiratete Frau, die sich so lange noch in einer Schwellensituation befindet, bis sie ihr erstes Kind geboren hat. Die Ehe von Zeus und Hera, aus der keine gemeinsamen Kinder hervorgehen, ist also erst die Vorstufe zur Familie.

Unendliches Drama

Nun unterscheidet sich ja bekanntlich eine kulturwissenschaftliche Erklärung religiöser Sachverhalte grundlegend von einer phänomenologischen Interpretation. Wenn Letztere in der religiösen Praxis die Darstellung einer Idee sieht, die zunächst mythische Formen annimmt, um schliesslich rituell inszeniert zu werden, sucht Erstere nach den kulturellen Wurzeln religiöser Projektionen. Anders als die religiöse Binnensicht behauptet sie nicht, das Ritual wiederhole ein mythisches Urzeitgeschehen, sondern sieht in der ritualbegleitenden mythischen Fantasie eine andere Darstellungsebene, die sich vom kultischen Handeln ebenso wenig trennen lässt wie beispielsweise Tempel und Götterbilder.

Wenn aber ein Ritus jährlich einen Prozess durchspielt, der in der narrativen Struktur des Mythos als einmalige Transformation dargestellt wird, müssen

sich die Kultteilnehmer immer aufs neue in diese Urzeit zurückversetzen, um den Weg imaginär mitgehen zu können. Wie sich dieses Problem praktisch lösen lässt, erzählt Pausanias von seinen «Reisen in Griechenland» (II 38. 2): In Nauplia befindet sich «eine Kanathos genannte Quelle. Hier, sagen die Argiver, bade Hera jährlich und werde wieder Jungfrau. Diese Legende aus dem Festspiel, das sie für Hera veranstalten, gehört zu den geheimen Dingen.»

Die Inszenierung dieser Rückverwandlung darf man sich ganz konkret vorstellen, nämlich als Bad eines Kultbilds der Göttin. Ein solches Bad gehört aber auch typischerweise zu den «präuptialen Riten», Riten also, die der Eheschliessung vorausgehen und doch schon auf sie vorbereiten. Neben den Assoziationen von Reinheit und Jungfräulichkeit enthält es stets auch eine erotische Komponente.

So wie üblicherweise im Laufe einer Ehe Zank und Eifersucht nicht ausbleiben, sollte sie doch mit einer Liebesgeschichte beginnen. Davon erzählen die Dichter der griechischen Antike in Romanen und Komödien, wo das Zusammenfinden eines Liebespaars gegen den Widerstand einer feindlichen Umwelt das Thema ist. Im Ritualspiel und den zugehörigen Mythen wird der Normalfall sogar zur Norm erhoben. Eine polytheistisch geprägte Kultur verfügt dabei über regional, aber auch sozial differenzierte Rollenvorbilder: Männliche wie weibliche Gottheiten fungieren insbesondere für Heranwachsende als Modelle, an denen sie sich in der schwierigen Übergangszeit orientieren können. Daher kennen wir jungfräuliche Göttinnen ebenso wie göttliche Mütter. Und eben Hera, die «klassische» Ehefrau, deren Geschichte als Liebesgeschichte begonnen hat – und als Eifersuchtsdrama nicht endet.

*Dorothea Baudy ist Habilitandin am Lehrstuhl für Allgemeine Religionsgeschichte und Religionswissenschaft am Religionswissenschaftlichen Seminar.
Dorothea.Baudy@access.unizh.ch*

ÜBER NUTZEN UND SCHADEN DER MONOGAMIE

Eine konsequenzialistische Analyse



MARKUS HUPPENBAUER // Entscheiden sich Paare zur Monogamie aufgrund einer Schaden-Nutzen-Abwägung, um ein gelingendes Leben und gegenseitigen Respekt zu erlangen? – und nicht um einer moralischen Pflicht der Treue zu genügen?

Wer heute gehaltvoll von Monogamie reden will, muss zwei empirische Sachverhalte berücksichtigen:

1.) *Monogamie ist nicht an die Ehe in einem juristischen Sinn gekoppelt. Die meisten Paare, so jedenfalls belegen es die Untersuchungen des Hamburger Sexualwissenschaftlers Gunther Schmidt, leben, ob verheiratet oder nicht, solange sie als Paar leben, in der Regel monogam. Nicht dass es keine sogenannten Seitensprünge gäbe, aber quantitativ gesehen finden die allermeisten Sexualkontakte innerhalb von festen Partnerschaften statt.*

2.) *Es handelt sich dabei allerdings um Partnerschaften, die längst nicht immer ein Leben lang halten. In unsern gesellschaftlichen Kontexten leben Paare in aller Regel monogam – aber immer wieder von neuem, in neuen Beziehungen. Es hat sich*

darum der Ausdruck der «seriellen Monogamie» eingebürgert. Somit spricht, wer heute empirisch gehaltvoll von Monogamie spricht, nicht von lebenslanger Treue.

So weit die Empirie. Was ist dazu aus ethisch-normativer Perspektive zu sagen?

Menschen, so meine These, leben heute nicht monogam, weil Monogamie ein unbedingter Wert in sich selbst wäre. Monogamie ist jedenfalls in Europa in aller Regel gerade kein Teil eines deonto-theologischen Systems rigider Sexualmoral. Monogamie gilt eher als eine zwar sehr wichtige, aber nicht exklusive Form sexueller Orientierung unter anderen. Und Fragen nach der angemessenen sexuellen Orientierung sind in unserer Gesellschaft eingebaut in einen Kontext, in dem die Orientierung (1) am gelingendem oder glücklichen Leben und (2) am gegenseitigen

Respekt eines Paares (mit Verhandeln und Zustimmung als Leitnorm moderner Beziehungen) dominiert. Die Frage nach der Monogamie wird also, wie ich glaube, eher als Frage innerhalb eines konsequentialistischen oder teleologischen Settings gestellt: Welche Folgen hat Monogamie im Hinblick auf ein gelingendes Leben? Und welche Folgen hat sie im Hinblick auf den gegenseitigen Respekt, den Paare sich schulden?

Gerade im Bereich der Liebesbeziehungen gilt die Orientierung am gelingenden Leben oder gar Glück als zentral. Wie das inhaltlich zu bestimmen ist, darüber herrscht allerdings keine Einigkeit. Und man kann natürlich auch fragen, ob die Orientierung an dem, was in unserer Gesellschaft gemeinhin als Liebesglück gilt, ein ausreichendes Fundament für stabile Beziehungen hergibt. Aber sowohl die wenigen Gegnerinnen und Gegner, die es gibt, wie auch Befürworterinnen und Befürworter der Monogamie können fast nicht anders, als bezogen auf das erwähnte Ziel menschlichen Lebens hin zu argumentieren. Monogamie gilt dann als geeignet im Hinblick auf dieses übergeordnete Ziel oder nicht. Insofern hat sie einen bloss instrumentellen Wert; insofern nützt oder schadet sie. Und insofern spielen Schaden-Nutzen-Abwägungen in diesem Kontext, der ja häufig geradezu definiert ist durch die Abwesenheit ökonomischer Rationalität und das Setzen auf «Gefühl und Herz», eine Rolle. Eine Liebe und die Art, wie Sexualität in ihr gelebt wird, wird immer auch daran gemessen, was sie im Hinblick auf ein gelingendes Leben «bringt». Nur nebenbei: Das muss keineswegs egoistisch interpretiert werden. In der Regel wird nicht bestritten, dass alle Beteiligten (inklusive allfällige Kinder) ein berechtigtes Interesse an einem gelingenden Leben haben.

Meine These ist hier nicht die, dass Menschen solche Schaden-Nutzen-Abwägungen bezüglich Monogamie immer bewusst machen, dass sie sie immer stringent vollziehen und dabei noch «erfolgreich», also glücklich, wären. Meine These ist hier nur die, dass monogames Verhalten immer auch, wenn auch nicht ausschliesslich und auch nicht immer explizit, abgestützt ist durch Schaden-Nutzen-Abwägungen im Hinblick auf ein gegebenes Ziel menschlichen Lebens. Das ist lebensweltlich-pragmatisch auch

durchaus plausibel. Keine Leitvorstellung menschlichen Lebens, auch nicht im Bereich der sexuellen Orientierung, wird ausschliesslich positive oder negative Folgen haben. Oder etwas abstrakter formuliert: Falls Monogamie nicht schadet, impliziert das weder ihren Nutzen noch umgekehrt den Schaden anderer Formen sexueller Orientierung. Falls Monogamie nutzt, impliziert das nicht, dass sie nicht auch schadet oder dass andere Formen sexueller Orientierung nicht auch nutzen. Und falls Monogamie andererseits schadet, bedeutet das noch nicht, dass andere Formen sexueller Orientierung nutzen.

Wie könnte nun ein Argument für den Nutzen der Monogamie aussehen?

Zunächst wird man wohl eine These zu den Rahmenbedingungen gelingenden

Die explizite Orientierung an Monogamie legt Wert auf Fokussierung, Commitment und Ausdauer in Beziehungen.

Lebens machen müssen: Man kann im Leben nicht alles haben; Leben ohne Auslassungen (sehr schöner und attraktiver «Dinge» und Menschen) ist nicht möglich. Gelingendes Leben ist nur innerhalb bestimmter Grenzen realisierbar. Man muss es aber auch andersherum sagen: Indem sie ausschliessen, schliessen Grenzen auch immer ein, ermöglichen auch immer etwas. Was ermöglicht so gesehen Monogamie? Dazu drei Thesen.

Die monogame Fokussierung auf ein Sexualpartner oder eine Sexualpartnerin zumindest während einer bestimmten Zeit ermöglicht

- 1.) den Schutz von Intimitätsbereichen, die äusserst verletzlich und fragil sind;
- 2.) vertiefte Formen des gegenseitigen Erkennens und Vertrauens;
- 3.) und vielleicht ermöglicht sie darum, wenn schon nicht Heilung, dann doch Versöhnung mit versehrten und verletzten Seiten unserer selbst.

Monogamie empfiehlt sich also dann, wenn uns dieser Schutz, dieses Vertrauen und diese Versöhnung als Bestimmungen eines gelingenden Lebens wichtig sind. Ob und wie Monogamie dann tatsächlich diese gemeinschaftlichen Güter ermöglicht, und ob und wie diese Güter Teil eines gelingenden Lebens sein können, das ist

primär keine Frage abstrakter Ethik, sondern der Erfahrung, die Paare miteinander machen. Insofern ist die ethische Reflexion gut beraten, Erfahrungen, welche Menschen mit der Monogamie machen, ernst zu nehmen.

Der eben vorgeführte Nutzen der Monogamie muss gar nicht unbedingt Resultat expliziter und positiver Abwägungen sein. Es kann schon reichen zu ahnen, dass die Kosten dafür, nicht monogam zu leben, hoch sind. Aber dieser befürchtete oder «berechnete» Schaden ist seinerseits nicht objektiv gegeben: Er ist nicht zuletzt konstituiert durch das, worauf sich ein Paar in seiner Exklusivität einigt.

Diese Instrumentalisierung von Monogamie mag dem einen oder der andern nicht geheuer sein. Wo bleibt die moralische Pflicht zur Monogamie? Der unbedingte Wert der Treue? Gerade am Beispiel der Monogamie lässt sich nun allerdings schön zeigen, dass konsequentialistische Argumentationen mit einer Orientierung am gelingenden Leben oder gar am Glück nicht in einem naiven Sinn hedonistisch sein müssen. Die explizite Orientierung an Monogamie legt Wert auf Fokussierung, Commitment und Ausdauer in Beziehungen. Das steht im Kontrast zu gesellschaftlich-biographischen Kontexten, in denen Konsum, Unterhaltung und Austauschbarkeit dominieren. Und das ist doch nicht nichts. Mehr noch, es ist die Orientierung an einer Vorstellung vom gelingenden Leben, welches nicht ohne Verzicht zu haben ist.

Dieser Verzicht birgt allerdings auch Gefahren, um damit abschliessend doch vom möglichen Schaden der Monogamie zu reden. Monogame Fokussiertheit eröffnet spezifische Möglichkeiten von Rollenfixiertheit und Machtstrukturen innerhalb der Paarbeziehung. Gerade daran kann der Anspruch auf ein gelingendes Leben scheitern. Aber offensichtlich schreckt das nur die wenigsten Paare davon ab, (zumindest seriell) monogam zu leben. Das spricht nicht – wie gelegentlich argumentiert wird – für die Ängstlichkeit oder Borniertheit der monogamen Menschen, sondern für die Attraktivität der Monogamie.

Markus Huppenbauer ist Geschäftsleiter des UFSP Ethik. Er ist Titularprofessor für das Gebiet der Ethik an der Theologischen Fakultät.



Fortsetzung der Statements zum Heiraten von Seite 3

« Wir wollten einander gegenseitig zum Ausdruck bringen, dass wir ein Leben lang, in guten und in schlechten Tagen, zusammengehören. Weshalb aber ein öffentlicher Akt, mit Hochzeitskleid und Blumendekoration, mit vielen Gästen und feinem Essen, mit Glanz und Glamour, wie es einem die Hochzeitsmessen vormachen? »

Die Art und Weise, *wie* Heiraten in Mode ist, und Hinweise darauf, dass Heiraten *aus der Mode* gerät, waren für uns nicht massgebend. Vielmehr reizte uns gerade die Aussicht, in den vielen Monaten der Vorbereitungen und der Vorfreude für uns persönlich herauszufinden, wie wir beide das Fest unserer Liebe gestalten wollen. Wichtig waren uns dabei die vielen Gespräche mit Eltern, Geschwistern, Freundinnen und Freunden, dem Pfarrer, die uns bewusst machten, mit welcher Familiengeschichte wir verbunden und von welchem Beziehungsnetz wir getragen sind. Eigene Vorstellungen und die Erwartungen aller mündeten schliesslich in den einen Tag, der alles umfing und unsere Entscheidung zum Geschenk verwandelte.. »

« Statistiken zur Ehe sind etwas, mit dem sich Singles gegenseitig bestätigen. Aber niemand interessiert sich noch für die Scheidungsrate, wenn er den Menschen trifft, mit dem er den Rest des Lebens verbringen will. Ich hatte dieses Glück, und es war uns wichtig, den Start unseres gemeinsamen Lebens mit Freunden und Familie zu feiern. Und wenn eine Ehe auch nur in 50 Prozent der Fälle hält – was soll's. Es gibt einige Dinge im Leben, die unsicherer sind. »

« Nach bald 10 gemeinsamen Jahren wollten wir unsere Beziehung <legalisieren>. Das bedeutete für uns – eigentlich ganz klassisch –, öffentlich zu zeigen, dass wir zusammengehören und nun einen gemeinsamen Namen führen, uns einig zu sein, dass wir das ganze Leben miteinander teilen und eine Familie gründen und schliesslich miteinander alt werden wollen. Auch für unsere Familien war es ein bedeutsamer Schritt, denn erst seit unserer Heirat sind wir in der jeweils anderen Familie vollkommen akzeptiert. Unter anderem zeigt sich das daran, dass wir die jeweils anderen Eltern und Grosseltern erst seit der Hochzeit duzen. Es ist ein anderes Gefühl, wenn man vom <Schwager> und der <Schwiegermutter> sprechen kann, aber vor allem, den Partner als <mein Mann> und die Partnerin als <meine Frau> vorzustellen. Aus beruflichen Gründen führen wir momentan auf lange Sicht eine <Wochenendehe>; verheiratet zu sein hilft uns dabei sehr. »

« Wir heiraten, weil wir uns lieben! Natürlich. Lieben kann man sich ja auch ausserhalb der Ehe. Das Veliebt Sein und die Liebe ist für uns nicht nur Voraussetzung für das Heiraten, sondern es enthält auch eine Verpflichtung: Wir nehmen einander ernst, möchten miteinander nicht nur die Gegenwart, sondern auch unsere Zukunft verbringen. Mit dem Heiraten nehmen wir beide die Verantwortung wahr und bringen das Versprechen, füreinander da zu sein und gemeinsam das Leben zu planen und zu meistern, auf eine <offizielle> Ebene, sowohl vor dem Staat wie auch vor unseren Familien und Freunden. Wir sind uns bewusst, dass wir das grosse Versprechen nur mit Gottes Hilfe und mit Unterstützung unseres Umfeldes einhalten können. Die kirchliche Trauung ist die logische Folge davon. »

LESENSWERT



Pascale Rondez.
Alltägliche Weisheit?
Untersuchung zum Erfahrungsbezug von Weisheitslogien in der Q-Tradition
 (ATHANT 87). Zürich 2006.

Die am Theologischen Seminar der Universität Zürich entstandene neutestamentliche Studie wurde im WS 2005/2006 als Promotionsleistung angenommen (Weder/Vollenweider) und für die Drucklegung geringfügig überarbeitet. Pascale Rondez widmet sich darin den sogenannten Weisheitslogien der Q-Tradition, die sie nach einer sorgfältigen theoretischen Grundlegung auf ihren Erfahrungsbezug hin auslegt und so auf ihr exegetisch-hermeneutisches Sinnpotenzial hin befragt. Dabei geht Rondez gezielt interdisziplinär vor, indem sie Erkenntnisse der alttestamentlichen Wissenschaft (Weisheitstraditionen) und der Religionsphilosophie (Erfahrungsbezug) in ihre Untersuchungen einbezieht. Ein Verdienst der Studie liegt in der präzisen Aufarbeitung verschiedener Erfahrungsmodelle, die im Kontext weisheitlicher Literatur in der Forschung verhandelt und oftmals allzu unreflektiert als Unterscheidungsmerkmal zwischen Weisheit (= Kontinuität von Erfahrung) und Apokalyptik (= Diskontinuität von Erfahrung) herangezogen werden. Rondez kann begründet aufzeigen, dass ein phänomenologisch präzise erfasstes Erfahrungskriterium keineswegs alleiniges Proprium weisheitlicher Texte ist.

Die in flüssiger Sprache geschriebene Studie gliedert sich in drei Hauptteile. In der Einleitung wird (religiöse) Erfahrung unter Zuhilfenahme religionsphilosophischer Analyse Momente in den Blick genommen und für die Lektüre weisheitlicher Texte fruchtbar gemacht. Nach einer kritischen Sichtung der Erfahrungsmodelle von Gerhard von Rad, Hermann von Lips und Martin Ebner bringt Rondez das Modell von Matthias Jung in Anschlag: Dessen Kernaussage lautet, dass religiöse Erfahrung nicht als etwas Gegebenes vorgefunden wird und damit quasi als Primärerlebnis aus dem Text destilliert werden kann, sondern als «Artikulationsgeschehen» menschlichen Selbst- und Weltverständnisses zu fassen ist.

Ob und inwiefern die Weisheitslogien der Q-Tradition in eine spezifische Wahrnehmung beziehungsweise Erfahrung von Welt einweisen, ist das Thema des zweiten Teils, in welchem Rondez die rekonstruierten Doppellogien «Spatzen und Haare» (Q 12, 6–7a), «Raben und Lilien» (Q 12, 24.27f), «Brot und Fisch» (Q 11, 11f), «Blinde und Schüler» (Q 6, 39f) sowie den Spruch von der «Lampe» (Q 11, 33) exegetisiert. Das Hauptgewicht liegt dabei auf der Erfassung der individuellen Textstruktur und dem literarischen Verwendungszusammenhang, so dass die Frage nach dem «Sitz im Leben» in den Hintergrund rückt. Dies ist konsequent: Wenn Erfahrung als Artikulationsereignis verstanden wird, sind nicht die möglichen Realien entscheidend, sondern die Art und Weise des ausgedrückten Weltbezugs. Dieser Weltbezug, so zeigt es die Auswertung des Schlusskapitels, ist in allen fünf rekonstruierten Textbereichen durch das Moment der kontrastierenden Bezugnahme charakterisiert, wohingegen der aufgegriffene Lebensbereich als solcher keine Rolle spielt.

Die Verfasserin legt eine Studie vor, welche reich an Einzelbeobachtungen zu den ausgelegten Weisheitslogien ist, aber auch dadurch besticht, dass sie sich nicht scheut, etablierte Konzepte auf den Prüfstand zu setzen und allein den Text zum Sprechen zu bringen.

Uta Poplutz ist Assistentin am Lehrstuhl für Neutestamentliche Theologie, Exegese und Hermeneutik.

AKTUELLES

LIZENZIATE THEOLOGIE

Rahel Graf

von Rebstein AG
7. April 2006
Da ist nicht Mann und Frau (Gal 3, 28).
Feministisch-theologische Egalitarismuskritik und die Chancen der Care-Ethik.
(Prof. Dr. J. Fischer)

Claudia Hoffmann

von Binningen BL / Basel BS
7. April 2006
Selbstbestimmt sterben.
(Prof. Dr. J. Fischer)

Kathrin Dorothee Schait

von St. Gallen
7. April 2006
Familie. Leben, wagen, wahrnehmen.
Eine theologisch-ethische Annäherung an eine (nicht selbstverständliche) Lebensform.
(Prof. Dr. J. Fischer)

Nathalie Dürmüller

von Wil
30. Juni 2006
Was heisst Glauben? Melancthons und Barths Glaubensverständnis im Gespräch mit der Vertrauensforschung.
(Prof. Dr. P. Bühler)

Thala Theres Linder

von Lauterbrunnen BE
30. Juni 2006
Was Sünde ist und was Sünde nicht ist. Auseinandersetzung mit dem Sündenbegriff, insbesondere mit seiner moralisierenden Prägung.
(Prof. Dr. P. Bühler)

Christoph Schweizer

von Wallisellen
30. Juni 2006
Auferstehung und Geschichte bei Gerhard Ebeling und Jürgen Moltmann. Ein Vergleich zum historischen Verstehen der Auferstehung Jesu.
(Prof. Dr. P. Bühler)

Rahel Voirol-Sturzenegger

von Heiden AR und Seehof BE
30. Juni 2006
Wie sagen wirs unsern Kindern. Religionspädagogische Konzepte dreier Kantonalkirchen im Vergleich.
(PD Dr. C. R. Famos)

LIZENZIATE RELIGIONS- WISSENSCHAFT

Ruth Thomas-Fehr

von Zürich
7. Juni 2006
Der «Einklang» der Religionen. Sprachliche, visuelle und rituelle Darstellungen von Bede Griffiths' theologischem Konzept.
(Prof. Dr. D. Lüddeckens)

PROMOTIONEN THEOLOGIE

Andreas Hunziker

von Moosleerau
30. Juni 2006
Das Wagnis des Gewöhnlichen. Ein Versuch über den Glauben im Gespräch mit Ludwig Wittgenstein und Stanley Cavell.
(Prof. Dr. I. U. Dalferth)

ANTRITTSVORLESUNG

Montag, 15. Januar 2007
Gottes Gefühle. Von den Leidenschaften Gottes und ihrer Kritik.
18.15 Uhr KOL-G-201 (Aula), Hauptgebäude Uni ZH, Rämistrasse 71
PD Dr. Philipp Stoellger, Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie

GASTVORLESUNG

Dienstag, 14. November 2007
Jeweils 10–12 Uhr, Raum 308, Kirchgasse 9, Theologische Fakultät Zürich.
Weibliche Körperbilder in der Gedächtniskultur des 20. Jahrhunderts.

Anmerkungen aus der Geschlechterforschung;

und Mittwoch,
15. November 2007
Neue Bilder im Orientalismuskurs
PD Dr. Susanne Lanwerd, Institut für Religionswissenschaft, Freie Universität Berlin

SYMPOSIEN

Freitag und Samstag,
19.–20. Oktober 2007
Anthropologie und Theologie der Paradieserzählung (Gen 2–3)
Biblich-theologische, religionswissenschaftliche, philosophische und wirkungsgeschichtliche Perspektiven. Symposium der Theologischen Fakultät Zürich in Zusammenarbeit mit dem Istituto Svizzero Roma, dem Pontificio Istituto Biblico und der Facolta Valdese, Istituto Svizzero, Roma

Freitag, 12. Januar 2007
Zeit geben. Wissenschaftliches Symposium zum 60. Geburtstag von Hans Weder
10–15.30 Uhr Hörsaal K02-F-152, Hauptgebäude der Uni ZH
16–17.15 Uhr Aula, Hörsaal KOL-G-201, Hauptgebäude der Uni ZH

Freitag, 19. Januar 2007
Zwischen Grossmünster und Paradeplatz
Ein Symposium über das protestantische Arbeitsethos und die katholische Soziallehre vor den Herausforderungen einer globalisierten Wirtschaft.
Institut für Sozialethik. Weitere Informationen siehe www.ethik.unizh.ch bzw. www.kirche-unterwegs.ch

TAGUNGEN

Tagungsreihe
«Textwelt – Lebenswelt»
Freitag, 3. November
14–19.30 Uhr (KIR 201)
Freitag, 8. November
14–19.30 Uhr (KIR 103)
Freitag/Samstag
26./27. Januar 2007
14–19.30 bzw. 9.30–13 Uhr
(an beiden Tagen KIR 201)



**AKTUELLE PUBLIKATIONEN
AUS DER FAKULTÄT**

Gerhard Ebeling, «Mein theologischer Weg», anlässlich des 5. Todestages von Gerhard Ebeling, Sonderheft der «Hermeneutischen Blätter». Im Sekretariat des Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie für Fr. 10.–/€ 8.– erhältlich.

Ralph Kunz, Der neue Gottesdienst. Ein Plädoyer für den liturgischen Wildwuchs, TVZ Zürich, 2006.

Anemone Eglin, Klaus Stahlberger, Evelyn Huber, Ralph Kunz, Christine Urfer, Roland Wuillemin, Das Leben heiligen. Spirituelle Begleitung von Menschen mit Demenz. Ein Leitfaden, TVZ Zürich, 2006.

Dozeman, Thomas B. /Schmid, Konrad (Hg.), A Farewell to the Yahwist? The Composition of the Pentateuch in Recent European Scholarship, SBL Symposium Series 34, Atlanta 2006.

Ingolf U. Dalferth, Leiden und Böses. Vom schwierigen Umgang mit Widersinnigem. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2006.

Ingolf U. Dalferth, Das Böse. Essay über die Denkform des Unbegreiflichen, Tübingen: Mohr Siebeck 2006.

Peter Martyr Vermigli, Commentary on Aristotle's Nicomachean ethic, ed. by Emidio Campi and Joseph C. McLelland, Kirksville, Mo: Truman State University Press, 2006, 439 S. (= The Peter Martyr Library; ser. 1, vol. 9, Sixteenth-century essays & studies; vol. 73).

Heinrich Bullinger, Schriften, hg. von Emidio Campi, Detlef Roth und Peter Stotz, 6 Bde., Zürich: TVZ, 2004–2006.

Stefan Grotefeld / Matthias Neugebauer / Jean-Daniel Strub / Johannes Fischer (Hg.): Quellentexte theologischer Ethik. Von der Alten Kirche bis zur Gegenwart, Stuttgart: Kohlhammer-Verlag 2006, ISBN: 3-17-018747-3, 494 S., Fr. 31.90.– / € 18.

**NEUIGKEITEN
AUS DER FAKULTÄT**

• Unser neuer Dekan ab Frühling 2006 ist: Samuel Vollenweider, er ist Professor für neutestamentliche Wissenschaft mit dem Schwerpunkt Geschichte und Theologie der urchristlichen Literatur.

• Neu ist das Prodekanat Lehre: Prodekanin Lehre ist Silke-Petra Bergjan, sie ist Professorin für Kirchen- und Theologiegeschichte von der Alten Kirche bis zur Reformation.

• Das Zürcher Kompetenzzentrum für Hermeneutik und das Institut für Hermeneutik bieten zwei neue Nebenfachstudiengänge an: Hermeneutik und Religionsphilosophie. Mehr Informationen dazu: www.unizh.ch/hermes/ihr_nf.html

• Neu ist auf unserer Homepage unter anderem die Rubrik Forschung – ein Blick darauf lohnt sich: www.theologie.unizh.ch/forschung.html



